

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum
 „Südungarischen Lloyd“.

N. 5. 1885.

Nach fünfzehn Jahren.

Novelle
 von
 Benno Braun.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Nehmen Sie meinen Vorschlag an, bei mir einzufahren, immerhin an,“ drängte Paul freundlich. „Ohne Rederei, es ist ehrlich gemeint, sagen Sie geradheraus ja oder nein. Es freut mich, wenn ich Ihnen dienen kann. Sie wollen?“

„Mit bestem Dank,“ erwiderte Hubentreiter.

„So kommen Sie. Ich denke, wir werden uns vertragen. Meine Wohnung steht Ihnen zur Verfügung, so lange Sie dableiben wollen und so lange Ihre Cigarren reichen. Ich bin ja so wie so Tags über fast gar nicht zu Hause. Des Abends aber rechne ich auf Ihre Gesellschaft. Sie müssen mir von Brasilien erzählen, von Ihren Abenteuern und Erlebnissen, dergleichen höre ich gar zu gern. Haben Sie eine Plantage, wenn ich fragen darf?“

„Nein, eine Gärtnerei in Rio de Janeiro.“

Die einfältigen Antworten Joseph's schreckten Paul nicht ab, unablässig fortzuplaudern und die mannigfachen Fragen an seinen neuen Bekannten zu stellen. Nach und nach gelang es auch Hubentreiter, die nachdenkliche Stimmung, die sich seiner bemächtigt, abzuschütteln und er wurde gesprächiger. Er begann sich für den jungen Inspektor, dessen offenes und freimüthiges Wesen ihm außerordentlich gefiel, zu interessieren, um so mehr, als er bemerkt zu haben glaubte, daß Paul auch Gertrud nicht gleichgiltig war.

Beide hatten inzwischen das Gut erreicht und traten in den großen Wirtschaftshof, der an der einen Seite durch die Hinterfront des Herrenhauses begrenzt wurde. Letzteres war ein einfaches, zweistöckiges Gebäude mit einem kleinen Seitenflügel, der bereits in den Park hineinreichte.

„Dort wohnen wir,“ sagte Paul, auf das Seitengebäude deutend, „zwar nicht fürstlich, aber besser als in der Dorfschenke. Das Herrenhaus ist schon ziemlich alt, der kleine Anbau aber neueren Datums. Der Vater des jetzigen Herrn v. Selchow hat ihn errichten lassen. Sein Sohn wär's nicht im Stande gewesen.“

„Ist der Ertrag der Güter so gering?“

„Bewahre, aber Karten und Wein verschlingen Alles. Unter uns gesagt, der Baron ist ein wüthender Spieler, und wenn er's noch eine Zeit lang so fortreibt, wird er bald ausgewirtschaftet haben. Neulich hat er an einem Abend an den Herrn v. Schmettow mehr verloren, als das Vorwerk dort drüben das ganze Jahr einbringt.“

Sie waren unterdeß um das Herrenhaus herumgebogen und schritten jetzt die Front herunter, dem Seitengebäude zu. Gerade als sie das Portal passirten, rollte ein Wagen heran, in dem eine einzelne Dame saß. Paul trat zurück und zog grüßend den Hut, auch Hubentreiter that dasselbe. Dabei konnte er nicht umhin, einen Blick auf die Aussehende zu werfen, die, von den Lakaien unterstützt, den Wagen verließ. Es war eine Frau von vielleicht dreißig Jahren, deren etwas bleiche, abgessene Züge noch immer auf große Schönheit Anspruch machen konnten. Reiches blondes Haar umrahmte ihr Gesicht, dem die wundervollen blauen Augen einen wahrhaft bestrickenden Reiz verliehen.

Als sie, den Gruß der Herren erwidern, dankend das Haupt neigte, begegnete ihr Blick einen Moment flüchtig dem Hubentreiter's, und wie ein leichtes Erschrecken zuckte es über ihr Gesicht. Im nächsten Augenblick war sie in der Thüre verschwunden.

Hubentreiter war bleich geworden und packte mit heftigem Griff den Arm seines Begleiters.

„Wer war die Dame?“

„Die Baronin v. Selchow,“ entgegnete Paul. „Eine schöne Frau, nicht wahr? Und ebenso gut, wie sie unglücklich ist!“

„Kennen Sie ihren Familiennamen?“

„Sie ist eine geborene v. Warnitz, wenn ich nicht irre.“

Hubentreiter zuckte wie von einem Schläge getroffen zusammen, und sein Gesicht wurde noch um einen Schatten bleicher. Selbst Paul bemerkte die Veränderung in seinen Zügen.

„Was ist Ihnen — sind Sie nicht wohl?“ fragte er besorgt.

„Nicht doch, nur ein wenig Uebermüdung,“ entgegnete Joseph dumpf. „Lassen Sie uns Ihr Zimmer auffuchen, die Ruhe wird mir wohlthun.“

„Und eine kleine Bowle, die ich zu Ehren des Besuches brauen werde,“ fügte Paul hinzu, während sie in die Hausthüre traten.

4.

Frau v. Selchow saß im Sammfauteil am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, und schaute träumend in den Park hinaus, in dessen hohen Baumwipfeln der Abendwind flüsterete. Vor ihren Augen stand noch immer das Gesicht des Fremden, der ihr bei ihrer Ankunft aufgefallen. Es war ihr in dem Augenblick gewesen, als schaue sie in bekannte, ach, nur zu wohlbekannte Züge, die sie vergebens seit langen Jahren zu vermissen gesucht. Der Schreck, den sie empfunden, zitterte noch in ihrem Herzen nach. Sie schalt sich selbst ob ihrer thörichten Gespensterseherei — eine Täuschung hatte sie geneckt, sie war davon überzeugt, allein die aufgeregten Gedanken ließen sich nicht so leicht beschwichtigen.

Ihr Geist schweifte in die Vergangenheit zurück, in die Jugendzeit, und es war ihr, als ob die Buchen von Warnitz wieder über ihrem Haupte rauschten. War es nicht auch ein so schöner warmer Sommerabend, als der schon lange heimlich Geliebte sie im Park überraschte, und sie überwältigt von seinen heißen Worten, ihm ihre Liebe gestand? Wie herrlich, wie glückselig lag damals das Leben vor ihr — und jetzt — was war aus all' den goldenen Zukunftsträumen geworden?

Ein Lächeln glitt über ihr bleiches Gesicht, aber es war ein mattes, wehmüthiges Lächeln, wie der Abglanz der Wintersonne auf einem Schneegebirg.

Sie hatte das Leben kennen gelernt — aber was hatte es ihr gebracht? Anstatt der duftenden Rosen nur Disteln und Dornen, und der einzige Lichtpunkt ihres freudlosen Daseins war die Erinnerung an die Zeit der holden Jugendliebe, und an ihn, den Verschollenen, ewig Verlorenen.

Wie hatte sie nur die Qual der Trennung, den Schmerz über den Verlust ertragen? Sie wußte es heute noch nicht. Der Verzweiflung war das Gefühl völliger Theilnahmslosigkeit gefolgt und eine Art Abneigung gegen den Vater, der mit so harter, rücksichtsloser Faust all' ihr Glück zerstört. Gleichgiltig unterwarf sie sich auch dem Gebot desselben, als er ihr zwei Jahre später befahl, den Baron v. Selchow zu



Eine Haltestelle der Pacificbahn im Felsengebirge (Nordamerika). (S. 20)

heirathen. Jetzt aber bereute sie es, daß sie damals nicht die Kraft des Widerstandes gefunden. Traurig ist es, allein, einsam durch's Leben zu gehen, entsehrlich aber, an einen Gefährten gebunden zu sein, den man weder achten noch lieben kann. Welche Hoffnung hatte sie jetzt noch? — Keine! Geseßelt an einen ungeliebten Gatten, dessen rohes Wesen ihr Schrecken und Abscheu einflößte, dessen Leidenschaft sich von Jahr zu Jahr steigerten und der ihre zarte, feinfaserrte Natur gar nicht zu würdigen verstand — vom ersten Tage an nicht. Jetzt hatte ein Gefühl der Abneigung gegen sie in seinem Herzen Platz gegriffen, sie wußte es. Sie konnte ihm nicht die hingebende Lebensgefährtin sein, wie er vielleicht erwartet hatte, denn ihre Charaktere stimmten zu wenig überein, und da ihre Ehe auch noch kinderlos geblieben, so waren zwischen den Gatten gar keine Verührungspunkte vorhanden. Es war sein höchster Wunsch gewesen, einen Sohn und Erben zu besitzen, und er konnte es der Gattin nicht verzeihen, daß seine Hoffnungen getäuscht worden waren.

Was konnte die Zukunft noch bringen? Nur die Verlängerung eines trostlosen Zustandes, der ihre Geistes- und Körperkräfte langsam untergrub.

Und doch, sie fühlte, es pulsrte noch warmes, heißes Leben in ihrem Herzen — könnte es sonst so unruhig, so heftig schlagen, wie jetzt eben? Sie drückte die Hand darauf und ein Seufzer stahl sich über ihre Lippen. Vor ihren Augen stand wieder das Gesicht des ernststen Mannes, dessen Anblick einen so seltsamen Eindruck auf sie gemacht und ihr plötzlich den Moment in Erinnerung zurückgebracht hatte, da sie den Jugendgeliebten zum ersten Male gesehen, droben im Korridor des väterlichen Schlosses. Damals hatte er auch so stumm auf sie herabgesehen, so halb erstaunt und doch so durchdringend, es waren dieselben dunklen Augen, derselbe scharfe Blick, der ihr heute an dem Fremden aufgefallen und ihr ein so eigenenthümliches Gefühl der Beängstigung erregt hatte.

Sie schüttelte den Kopf, während sie mit beiden Händen das üppige blonde Haar zurückstrich.

„Es kann nicht sein,“ murmelte sie, „es ist eine Täuschung meiner Phantasie. Er lebt wohl längst nicht mehr. Gertrud hat mir ja erzählt, daß der Bruder ihres Vaters spurlos verschwunden seit fünfzehn Jahren, und wahrscheinlich in fremdem Lande sein Ende gefunden habe. Und dennoch — wenn er es nun doch wäre? Wenn er zurückgekehrt wäre aus der Fremde, um seinen Bruder wieder aufzusuchen? Wäre das so gänzlich unmöglich? Allein wie käme er denn hieher in Gesellschaft des Inspektors? Um mich aufzusuchen?“

Eine läche Rölthe stieg in ihre Wangen, während sie aufstand und einige Mal im Zimmer auf und ab schritt.

„Ich bin eine Träumerin,“ sagte sie dann zu sich selbst. „Meine Nerven sind aufgeregert und spiegeln mir Wahngelbilde meiner Phantasie als wahr und wirklich vor. So ist es, so muß es sein. Denn wenn er es wäre, was könnte seine Ankunft mir bringen als neues Glend? Ich darf die alten Wunden nicht wieder aufreißen, will ich nicht daran verbluten. Morgen soll mir Gertrud böllige Gewißheit über die Grundlosigkeit meiner Befürchtungen geben.“

Der Eintritt des Kammermädchens unterbrach ihren Gedankengang. „Das Abendessen ist im Salonzimmer servirt, gnädige Frau, der Herr Baron sind auch zurückgekehrt und warten bereit.“

„Ich komme sogleich.“

Die Baronin warf einen Blick in den Spiegel, fuhr sich leicht mit dem Tuch über das Gesicht, als könne sie dadurch die Erregung aus ihren Zügen wegwischen, und begab sich dann in das Salonzimmer, wo der Baron in einen tiefen Sessel zurückgelehnt und nachlässig mit einem an ihm hinausspringenden Seidenspiß spielend ihrer harzte.

Die beiden Gatten begrüßten sich kalt. Sie trafen schon seit Jahren nur noch bei den Mahlzeiten zusammen, oder wenn Besuch da war. Der Baron hielt es kaum noch für notwendig, seiner Frau gegenüber die gewöhnlichsten Formen der Höflichkeit zu beobachten. Er blieb ruhig in seiner bequemen Lage und nickte nur beim Eintreten der Baronin nachlässig mit dem Kopf.

Schweigend setzten sich Beide zu Tisch. Der Baron schien in sehr übler Laune zu sein, denn sein Gesicht war stark geröthet und er drehte von Zeit zu Zeit heftig an dem langen Schnurrbart, stets ein Zeichen, daß er ärgerlich war.

„War während meiner Abwesenheit Jemand hier?“ fragte er nach längerer Zeit den aufwartenden Diener.

„Jawohl, gnädiger Herr. Der Agent Forchheimer fragte an, ob er den Herrn Baron sprechen könne.“

„Der?“ groölte der Baron, während sein Gesicht noch röther wurde. „Sagte er nicht, was er von mir wollte?“

„Nein, gnädiger Herr. Er bemerkte nur, er käme im Auftrage des Herrn Parisius und würde sich erlauben, morgen wieder vorzukommen.“

Als der Diener das Zimmer verlassen hatte, sprang der Baron heftig auf, warf Messer und Gabel kirrend auf den Teller und schritt, einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, im Zimmer auf und nieder. Auf dem Antlitz der Baronin erschien ein Ausdruck äußerster Beklammersniff, als sie sich in den Stuhl zurücklehnte und stumm ihrem Gemahl nachsah.

„Verdammte Blutsauger!“ rief der Baron aufstampfend. „Ich wollte, ich könnte das Gefindel mit Hunden vom Hofe hegen, wenn sie sich hieher wagen. Sie werden alle Tage frecher. Was will der Parisius noch von mir? Muß ich es mir doch schon gefallen lassen, daß er mir förmlich zum Hohn in nächster Nähe eine Lokomobile aufgestellt hat und mir vor der Nase meinen schönen Forst zu Brettern verschneidet. Mir juckte es heute in der Haut, als ich vorüberritt, es gelästete mich, mit der Reitpeitsche zwischen das Gelichter zu fahren und mein Gebiet von ihnen zu säubern.“

Er blieb stehen, schluderte mit einem Fußtritt den Seidenspiß, der kläffend an seinen Beinen hinaussprang, in die Ecke und kreuzte die Arme über der Brust. Die Baronin konnte es nicht verhindern, daß ein tiefer Seufzer ihre Brust hob. Der Baron hörte es. Es schien ihm Erleichterung zu gewähren, daß er jetzt Gelegenheit fand, seinen Zorn an einer gegenwärtigen Person auszulassen.

„Was stöhnst Du, Luzie?“ sagte er rauh, „es fehlte gerade noch, daß ich auch Deine Klagen mit anhören mußte.“

„Ich klage nicht,“ entgegnete Luzie ruhig.

„Du klagst nicht?“ lachte er höhnlisch. „Nun, wie man's nimmt. Als ob ich nicht wüßte, was das Seufzen zu bedeuten hat. Das ist so die Art, wie Ihr Weiber Euch Luft schafft, wenn Ihr nicht wagt, dem Manne direkte Vorwürfe zu machen. Soll's nicht heißen, es sei meine eigene Schuld, daß der Blutsauger meinen Wald in die Hände bekommen und mir vor den Augen die Stämme herunterschneidet, he?“

„Du bist Herr Deiner Handlungen. War es nöthig, daß Du dem Wucherer den Forst abtratest, so habe ich selbstverständlich nichts darüber zu sagen.“

„Nun freilich; es war aber nicht nöthig, meinst Du. Oder etwa nicht? Ich hätte ja können des Abends hüßlich zu Hause sitzen und meiner Frau die Sticheide halten, anstatt mir die Gesellschaft aufzusuchen, die mir behagt, dann wäre ich nicht in Schulden gekommen.“

„Ich weiß, daß meine Gesellschaft Dir nicht genügt, und stelle daher keine solche Anforderungen. Aber muß es durchaus sein, daß Du zu Deiner Zerstreuung des Spieles bedarfst — ja, Kurt, wäre es nicht besser für Dich, wenn Du diese Leidenschaft unterdrücken könntest?“

Er biß sich auf die Lippe und trat an's Fenster. Der sanfte Ton Luziens schien doch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben zu sein. Er erkannte selbst den Abgrund, an dem er stand, und hatte den Vorsatz, dem Spiel zu entsagen, schon oft gefaßt, allein sobald seine Freunde zu den Karten griffen, verflohen die schönen Vorsätze wie der Wind.

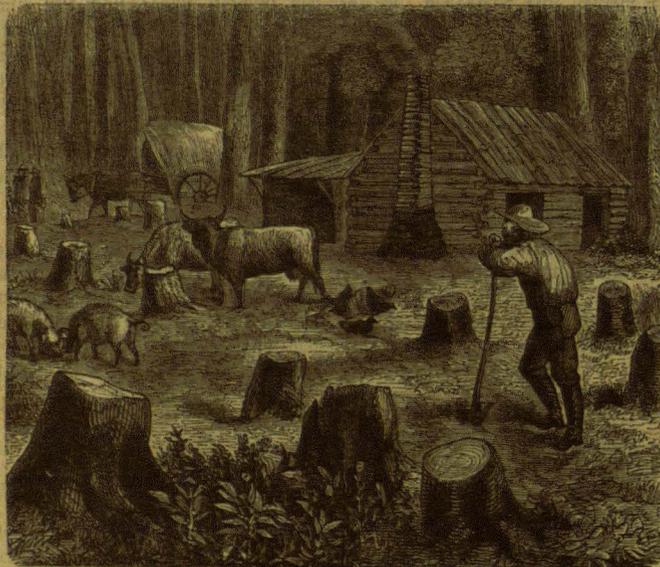
„Wozu sollte ich mich des einzigen Vergnügens berauben, das ich habe,“ sagte er nach einer Weile. „Das Pech kann ja nicht immer anhalten. Wenn sich das Glück wendet, gewinne ich in vier Wochen Alles zurück, was ich verloren habe.“

„Und wenn das nicht der Fall ist?“

„Der Eintwurf schien ihn zu reizen.

„Dann mag meinewegen der Bettel zum Teufel gehen. Die Selchow sterben so wie so mit mir aus — einen Sohn, für den ich verpflichtet wäre, meinen Besitz zu erhalten, habe ich nicht. Ob das Gut von den Wucherern zerstückelt wird oder an eine Seitenlinie fällt, bleibt sich gleich. Wenigstens habe ich, so lange ich lebe, noch mein Vergnügen davon. Du hättest am allerwenigsten Ursache, mich deswegen zu tadeln.“

Die Baronin war aufgestanden. Sie war verlezt durch die rücksichtslose Rohheit ihres Mannes und wandte sich zum Gehen, indem sie sagte, daß sie seinen Alkoholisirungen ausweichen wolle.



Eine Niederlassung im amerikanischen Urwalde. (S. 20)

Baron Selchow lachte laut auf.

„Rückfichten und kein Ende! Was habe ich nicht schon seit unserer Verheirathung für Rückfichten nehmen müssen. In meinem Benehmen, in der Auswahl meiner Bekannten, in der Wahl meiner Passionen — liebes Kind, wenn man dreizehn Jahre verheirathet ist, hören die Rückfichten auf. Ich wollte, sie hätten nie angefangen.“

Ruzie stand bereits in der Thüre, allein die Worte des Barons veranlaßten sie, auf der Schwelle umzukehren. Er sah ihr mit einer Art höhnischer Neugier in's Gesicht, als sie ihm gegenübertrat.

„Nur,“ sagte sie ernst, „auch ich halte unsere Ehe für ein Unglück, allein nicht ich trage die Schuld. Als Du mich nahmst, hast Du mich nicht um meine Einwilligung gefragt, das Jawort meines Vaters war Dir genug. Mache jetzt nicht mich verantwortlich für die Folgen. Bin ich schuld an Deinem Lebenswandel, treibe ich Dich dazu, im Spiel, das Dich zu Grunde richten wird, Zerstreung zu suchen, so will ich gern gehen. Nur besteh' ich dann auf einer vollständigen Trennung. Eine Scheidung allein kann uns wirklich frei machen.“

„In eine Scheidung willige ich nicht, das weißt Du längst. Die

Selchows mögen zu Grunde gehen, aber ohne Makel. Eine gerichtliche Scheidung ist noch nie in meiner Familie vorgekommen und soll auch nicht darin vorkommen. Was unterscheidet uns denn heutzutage von dem Bürgerpaar, wenn nicht die Familienehre? Sprich nicht mehr davon, Du mußt Deine Tage schon hier beschließen, wenn's einmal gestorben sein soll.“

„So bitte ich Dich inständigst, in mir die Frau zu achten, die Deinen Namen trägt, und mich mit Beleidigungen zu verschonen, damit wenigstens der Welt und der Dienerschaft gegenüber der äußere Anstand gewahrt bleibt.“

„Genug der Predigten!“ rief der Baron zornig. „Ich sehe, ich bin schon wieder zu lange zu Haus gewesen, das taugt nicht.“ Er ergriff die Glocke und schellte heftig.

„Der Reitknecht soll den Olfant vorsehren, schnell!“ befahl er dem herbeieilenden Bedienten. Dann nahm er die Reitgerte, die er beim Eintreten auf das Sopha geworfen hatte, und machte vor Ruzie eine ironische Verbeugung.

„Ich habe die Ehre, gnädige Frau, Ihnen gute Nacht zu wünschen.“



Fütterung im Rauhthierhause des zoologischen Gartens in Berlin. (S. 20)

Damit verließ er das Zimmer, stürmte die Treppe hinunter und sprengte wenige Minuten später in gestrecktem Galop davon.

Ruzie war, die Hände vor die Augen pressend, in einen Stuhl gesunken.

„Keine Hoffnung!“ flüsterte sie, „keine!“ Und dann machte ein Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft.

5.

Joseph Hubenreuter erhob sich nach einer durchwachten Nacht noch früher von seinem Lager als der junge Landwirth, der fest und gesund schlief. Im Osten zeigten sich die ersten hellen Streifen, den nahen Tag verkündend.

Er öffnete behutsam das Fenster und lehnte sich hinaus. Die Luft des Zimmers erschien ihm unerträglich dumpfig und heiß, er hatte während der Stunden der Nacht, die er wachend auf seinem Lager zugebracht, manchmal geglaubt, ersticken zu müssen, so gewaltsam drängte sich das Blut nach seinem Herzen unter der Einwirkung der wilden Gedanken, die sich in seinem Kopfe tummelten.

War es ein sonderbarer Zufall, war's eine Fügung, die ihn hie-

her geführt? Oder ein tückischer Hohn des Schicksals, das ihm am ersten Tage in der Heimath die verlorene Geliebte wieder vor Augen führte und damit alle die Dämonen in seiner Brust entfesselte, die er in langjährigem Kampfe besiegt und zum Schweigen gebracht zu haben wähnte? Was sollte er jetzt thun? Auf seine vorsichtigen Fragen hatte ihm Paul Alles erzählt, was er über den Baron v. Selchow wußte. Die Verhältnisse des Barons waren bereits derartig in Verwirrung, daß vielleicht schon die nächste Zeit seinen völligen Ruin herbeiführen konnte. Und was dann? Hubenreuter fragte sich, ob es nicht seine Pflicht sei, in der Nähe der Frau zu bleiben, die er so namenlos geliebt, die er noch liebte und deren Schicksal er mit verschuldet. Er fühlte es deutlich, nur die große Enttäuschung, die Ruzie erlitten, hatte sie veranlaßt, in völliger Hoffnungslosigkeit einem ungeliebten Manne ihre Hand zu reichen. Gab es denn kein Mittel, sie aus einer Lage zu befreien, die nicht nur unendlich traurig, sondern die ihrer auch unwürdig war?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Westen Nordamerika's. (Mit 2 Bildern auf Seite 17 und 18.) — Jahraus jahrein führen die sogenannten Emigrantenzüge neue Ansiedler auf der quer durch Nordamerika führenden Pacificbahn nach dem „lern Westens“, wo dieselben sich ein neues Heim im fremden Lande zu schaffen suchen. Unser Bild auf S. 17 stellt eine Haltestelle jener gegen 5300 Kilometer langen Bahn im nordamerikanischen Felsengebirge dar. Es ist ein bloßes Blockhaus, neben dem nur noch ein Speisebrunnen für die Lokomotive zum Wasserlassen vorhanden ist. Bahnwärterhäuschen, wie wir sie an den europäischen Bahnen zu erblicken gewohnt sind, gibt es dort nicht, und ebensowenig findet man Bahnhofrestaurationen in unserem Sinne, da die auf der Pacificbahn verkehrenden Züge sämtlich Restaurationen und Küchen mit sich führen. — Das zweite Bild auf S. 18 führt uns die Niederlassung eines Farmers im Urwald vor Augen; wir sehen das selbstgezimmerne Blockhaus, mit den Baumstümpfen davor, zwischen denen das wenige Vieh sich Nahrung sucht. Noch aber ist harte und langwierige Arbeit erforderlich, ehe wirklich kulturfähige Landereien hier mitten in der weg- und steiglofen Wildnis entlocken können. Schwere Jahre voll Enttäuschungen und ungeheurer Arbeitslast ziehen über der Mehrzahl aller nach dem „Westen“ Wandernden dahin, ehe es ihnen gelingt, zu einem, wenn auch nur bescheidenen Wohlstand zu gelangen, und wer nicht mit reichen Mitteln zu wirtschaften beginnen kann, hat ein kümmerliches Loos in der Wildnis zu gewärtigen.

Der zoologische Garten in Berlin. (Mit Bild auf Seite 19.) — Unter den Sehenswürdigkeiten der deutschen Reichshauptstadt nimmt der zoologische Garten (hinter dem sogenannten Thiergarten vor dem Brandenburger Thore) eine hervorragende Stelle ein. Derselbe dient aber auch als beliebter Vergnügungsort und versammelt, abgesehen von seinem wissenschaftlichen instruktiven Interesse und der mustergültigen Schönheiten seiner Anlagen, während der schönen Jahreszeit wöchentlich mehrmals bei den dort abgehaltenen Konzerten eine zahlreiche Gesellschaft von Einheimischen und Fremden. Von den stattlichen Häusern für die verschiedenen Thierklassen im zoologischen Garten erstreckt sich das Affenhaus des lebhaftesten Besuches, denn hier spielt sich stets eine Menge drohlicher Szenen ab. Eine kaum geringere Anziehungskraft üben das Elefantenhaus im indischen Bagodenstil, der Bärenzwinger, das Antilopen- und das Raubvogelhaus, und vor Allem der große Zwinger der Raubthiere aus, in dem Löwen, Tiger, Leoparden, Panther u. s. w. in wahren Prachtexemplaren zu sehen sind. Jeden Abend um sechs Uhr (Mittwoch ausgenommen, wo die Thiere Fasttag haben) findet die Fütterung statt, welche unser Bild auf S. 19 darstellt, und dann sind diese Käfige stets von einer besonders zahlreichen Menschenmenge umlagert.

Nur immer galant. — Als zur Zeit der französischen Occupation Hamburg von den Preußen belagert wurde, duldete die französische Besatzung in den Theateraufführungen keine Unterbrechung, selbst dann nicht, als eines Abends Kanonenkugeln in das Gebäude einschlugen. Damals war Primadonna des Stadttheaters die berühmte russische Sängerin Fodor, die sich aus den feindlichen Kugeln gar wenig machte, die aber einen Mangel, der sich sehr bald in der Stadt fühlbar machte, durchaus nicht zu ertragen vermochte, den der Milch. Um täglich zum Singen zu sein, war es für sie absolut notwendig, in den Zwischenakten frische Milch zu trinken, und sie erklärte, nicht weiter singen zu können, wenn dem Milchmangel nicht abgeholfen würde. Die französische Besatzung beschloß galant der Noth der gezeigten Sängerin abzuhelfen, machte einen Ausfall und war so glücklich, eine Kuh zu erbeuten. Diese brachte man triumphirend nach dem Theater, wo sie im Malerzimmer untergebracht wurde und stets zu Mademoiselle Fodor's Verfügung stand.

Del fressende Spinnen. — Im Jahre 1721 ward in der Kathedrale von Mailand eine riesige Spinne entdeckt, die sich von dem Del der Lampen nährte. Moreland, ein Mitglied der Akademie, hat sie gezeichnet, beschrieben und dann an das kaiserliche Museum nach Wien abgeliefert, wo sie noch zu sehen ist; sie hatte das erstaunliche Gewicht von vier Pfund. Eine ganz ähnliche Spinne entdeckte wenige Jahre später der Küster der Kirche zu S. Eustachius zu Paris, der nicht begreifen konnte, warum eine bestimmte Lampe immer eher als die übrigen in der Kirche verlöschte, bis er nach längerem Beobachten die Ursache davon in einer mächtigen Kreuzspinne entdeckte, die abendlich, wenn die Lampen ausgelöscht waren, an der Metallstange herabkam und das Del austrank. Diese Spinne war an die französische Akademie abgeliefert, und sie hat die Ehre gehabt, von mehreren Naturforschern, die der französischen Akademie angehörten, in längeren Aufsätzen besprochen zu werden.

Guter Grund. — Als der spätere Premier-Minister von Frankreich, André Percalle de Fleury, noch Lehrer Ludwig's XV., und der Marschall Herzog v. Villeroi dessen Hofmeister war, schrieb Letzterer an Fleury einst einen Brief in Angelegenheiten seines königlichen Jöglings, aber so vollkommen unleserlich, daß der Empfänger ihn absolut nicht entziffern konnte. Er bat daher in einem wüthigen Rückschreiben an den Marschall diesen freundlichst, sich aber dieselbe Sache noch einmal leserlich ausdrücken zu wollen, „damit man nicht etwa in Europa lägen möge, der König von Frankreich habe einen

Hofmeister, der nicht schreiben, und einen Lehrer, der nicht lesen könne!“ — Der Marschall lachte, schrieb einen leserlicheren Brief und dankte dabei zugleich, daß Herr v. Fleury die Güte gehabt, neben dem Unterricht des Königs nun auch noch den seinen zu übernehmen.

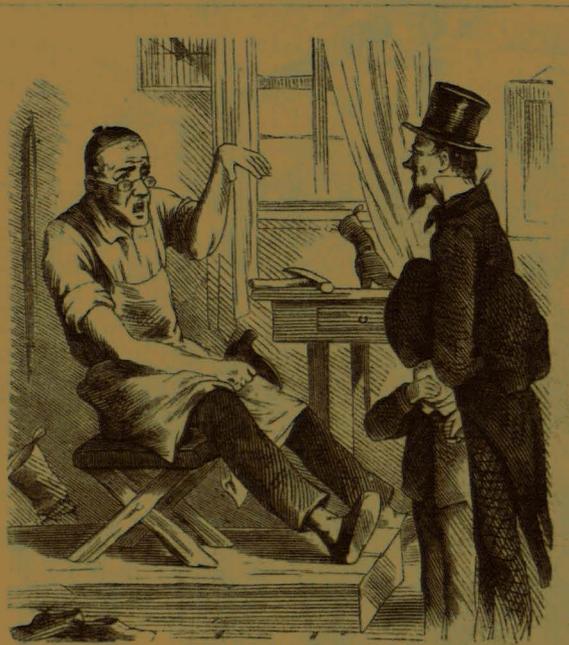
Der Branntwein war in Indien schon seit Jahrhunderten bekannt, bevor er in Europa Eingang fand. Die Hindus bereiteten ihn aus Reis. Die Genuesen brachten dieses Getränk zuerst über die Landenge von Suez nach Sicilien im Jahre 1309, nachdem die Kreuzfahrer es in Palästina hatten kennen lernen. Im Jahre 1314 brachte ein Hamburger Schiffer ein Fäßchen Branntwein, das erste, aus Genua mit in seine Heimath, wo man noch den zinnernen Krug zeigt, aus dem dieser Schnaps zuerst getrunken worden ist. Allein man hatte dem unbekannten Getränk wohl zu reichlich zugesprochen, so daß mehrere Menschen nach dessen Genuß starben. Das Getränk wurde für vergiftet erklärt und der Schiffer mit seinem Faß in die Elbe geworfen, auch lange nachher noch der Bann von der Kanzel herab über diejenigen ausgesprochen, die den Versuch machen würden, die unheilvolle Flüssigkeit einzuführen.

Ein standhafter Mann. — Im Jahre 1830 kündigte sich in den öffentlichen Blättern Londons ein Ruffger an, der gegen die härteste Prügelei stumof und gefühllos blieb. Er ließ sich alle Tage 300 bis 400 Hiebe geben, ohne auch nur das Gesicht zu verziehen. Originell war das Plakat, das er an seiner Bude angebracht hatte und das in wörtlicher Uebersetzung folgendermaßen lautete: „Hier ist zu sehen James Kloischeit, ehemals Ruffger bei Etieglew. Er ist vollkommen fest gegen alle möglichen Stocktreiche und Keulenhiebe. Er läßt sich 500 bis 1000 Prügelstreich verhehren, ohne auch nur den Mund zu verziehen. Zwischen 5 und 6 Uhr wird er am meisten regalirt, weshalb diese Stunde die angenehmste ist. Jede Person bezahlt 6 Pence.“ Dr. R. R.

Wie der Schnurrbart entstanden ist. — Eine spanische Sage erzählt darüber Folgendes: Es war zur Zeit, da noch die Mauren im schönen Spanien herrschten, als die Christen und Muselmänner dort so vermischt waren, daß sie auf ein Mittel sann, sich gegenseitig sofort beim ersten Blick von einander zu unterscheiden. Dieses Mittel aber, um — besonders in der Stunde der Gefahr — sich zuammen zu finden, bestand bei den Christen aus einem horizontalen Haarstreif unter der Nase, sowie einem kleinen Haarbüsch unterhalb der Lippe, der senkrecht herabfiel, als Zeichen des Kreuzes. Besonders die Diener der Kirche und die Krieger trugen dieses Abzeichen als Symbol des Christenthums, eine sinnreiche Erfindung, durch welche der später so allgemein üblich gewordene Allermwelt-Schnurrbart entstanden sein soll.

Ein Patriarch der Neuzeit. — In einem Dorfe in Nordwales starb im Jahre 1841 ein Landmann, der 105 Jahre alt geworden war. Er war dreimal verheirathet gewesen. Der ersten Ehe waren 17, der zweiten 14 und der dritten 9 Kinder entsprossen. Sein jüngster Sohn war 81 Jahre jünger als der älteste. Der Vahre dieses wahren Patriarchen folgten 800 direkte Nachkommen. [E. Sp.]

Feuersichere Waare. — Zu einem Cigarettenmacher kam der Agent einer Feuerversicherungs-Gesellschaft, um denselben einzuladen, sich gegen Brandschaden zu versichern. Der Mann weigerte sich. „Aber bedenken Sie, wenn nun Feuer bei Ihnen ausbricht und Ihre Vorräthe in Brand gerathen?“ — „Ich fabrizire meistens Dreipfeunig-Havanas,“ war die gelassene Antwort, „und die brennen nicht, selbst wenn man sie in's Feuer steckt!“ [Rg.]



O die Neuzeit!

Schneider: Ich sag' Ihnen, mein Bub ging jetzt drei Jahr in die Sonntagsschule und kam so dumm heraus, wie er hineinging.
Schuster: Das macht der verwünschte neue Zeitgeist, — früher bei uns war gerade das Gegentheil der Fall.

Charade.

Oh! I bin ich verzechtlich
Und sehr beliebt zum Braten,
Mit einem I gefährlich
Ost hohen Potentaten.

[Wolff Nagel.]

Auflösung folgt in Nr. 6.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösung der Charade in Nr. 4: Damendrett.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei des „Eindungsarischen Lloyd“.
Reigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.